

**HEYNE
HARD
CORE**

ZUM BUCH

Vanessa arbeitet an der Rezeption eines der besten Hotels von London. Zum Service, die das Hotel seinen gut betuchten Gästen anbietet, gehört die Möglichkeit, das attraktive Mädchen an der Rezeption intimer kennenzulernen. Dabei ist Vanessa kein Flittchen. Aber sie liebt Sex. Und wenn dabei ein oder zwei teure Geschenke für sie herauspringen – umso besser. Doch ihre Leidenschaft führt sie über einen Künstlerkreis in einen düsteren Zirkel, der sie mit Drogen gefügig macht und in einer Fantasiewelt gefangen hält. Unfreiwillig wird sie zum Pornostar und muss erkennen, wie gefährlich die Welt, in der sie sich bewegt, wirklich ist: Und sie wird von Glück reden können, wenn sie mit heiler Haut davonkommt und ihre Seele retten kann.

Dieser provokante Roman ist nicht nur ein bissiger Seitenhieb auf den Kunstbetrieb und die Doppelmoral in der Welt der Reichen, Nymphomanischen und Exzentriker. Es ist auch ein ungeschöner und doch hochmoralischer Roman über Frauen, die psychisch und physisch missbraucht werden – mit oder gegen ihren Willen.

ZUR AUTORIN

Rosa Mundi ist das Pseudonym einer der erfolgreichsten und bekanntesten Autorinnen Großbritanniens.



ROMAN

Aus dem Englischen
von Conny Lösch

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe

VOCATIONAL GIRL

erschien 2006 bei Quercus, London



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen.

Redaktion: Frauke Brodd

Vollständige deutsche Erstausgabe 12/2007

Copyright © 2006 by Rosa Mundi

Copyright © 2007 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2007

Umschlagillustration und Umschlaggestaltung:

Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, München – Zürich

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-67539-1

www.heyne-hardcore.de

Dreiundneunzig Tage später



Es endete damit, dass ich nach Hause rannte. Oder besser gesagt, ich nahm ein Taxi. Und ich lüge nicht, wenn ich behaupte, dass ich Angst um mein Leben hatte. Wer weiß, vielleicht um mehr als mein Leben, denn ich trug lediglich weiße Pumps mit fünfzehn Zentimeter hohen Absätzen, Netzstrümpfe, eine beigefarbene, mit Pailletten besetzte und dazu noch tief ausgeschnittene Kaschmirjacke von Christian Lacroix, und ich hatte kein Portemonnaie bei mir. Angst und Wut beschleunigten meine Flucht. Mutter hat mir einmal gesagt, ich solle nie auf eine Party gehen, ohne Geld für die Rückfahrt einzustecken. Und nur deshalb fand ich einen zusammengefalteten Zwanzigpfundschein in der Jackentasche.

Die Party – auch wenn das vielleicht nicht ganz der richtige Ausdruck dafür war – hatte in Hampstead stattgefunden, wenige Kilometer von Little Venice entfernt, wo ich direkt am Kanal wohne. Ich gehe wegen meiner hohen Absätze schon tagsüber kaum zu Fuß, und erst recht nicht mitten in der Nacht. Daher kam mir das Geld gelegen, sonst hätte ich meine Wut vielleicht niedergegungen und eine mögliche Flucht als zu anstrengend für meine Knö-

chel verworfen. Ich wäre geblieben und hätte damit mein Ende besiegelt. Man musste keine hellseherischen Fähigkeiten besitzen, um einzusehen, dass es fast dazu gekommen wäre.

Die zwanzig Pfund stammten von dem Geld für meine Miete, das ich bar zwischen den Seiten von Wittgensteins *Tractatus Logico-Philosophicus* versteckt hatte. Niemand außer mir würde jemals einen Blick dort hineinwerfen. Ich steckte den Schein am 21. Juni gegen Abend in die Jacke von Lacroix. Vielleicht weil ich intuitiv ahnte, was kommen würde. Ein merkwürdiger Hauch von Abenteuer lag an diesem Hochsommerabend in der Luft. Und dort, in der Jackentasche, vergaß ich den Schein bis zum 21. September, dem Tag meiner Flucht.

Ich liebe Lacroix. Nicht nur wegen der Jacke, dafür stehe ich in seiner Schuld, sondern weil einem seine Kreationen das Gefühl verleihen, extravagant, dramatisch und ein Luxusgeschöpf zu sein. Die Stoffe überraschen und erfreuen, Zurückhaltung und Prunk triumphieren gleichermaßen. Ich gefalle mir bei dem Gedanken, dass dies mein Stil ist.

Während der dreiundneunzig Tage, die ich mit Alden X und seinem Malerfreund Ray zu tun hatte, konnte ich mich weder auf Wittgenstein noch auf Kants gewissermaßen einfachere Kopernikanische Revolution, noch auf meine vierundzwanzig Bände der Gesammelten Werke C. G. Jungs konzentrieren. Ich hätte mit meiner Doktorarbeit über »Veränderungen in der Gruppenpsyche, verursacht durch falsche Realitätswahrnehmung aufgrund von impliziter Bedeutungsverzerrungen in der neuen Lingua Franca: Bill Gates' Microsoft« vorankommen müssen.

Aber während jenes Sommers, dem Jahr, in dem ich sechsundzwanzig Jahre alt wurde, bedeuteten mir die Buchstaben auf den Seiten nichts. Sie hingen dort fremd und unverbunden. Wenn ich zu schreiben versuchte, kam nichts. Konnte das Fleischliche den Geist derart unterlaufen, dass man die Fähigkeit zu vernunftorientiertem Denken verlor? Oder das Interesse daran? Oder war es vielleicht in Ordnung, sich abwechselnd der Lust und dem Intellekt hinzugeben, ohne zu versuchen, ein ausgewogenes Leben zu führen und gewissermaßen körpereigenes Prozac zu synthetisieren, so wie es von einem erwartet wurde?

An der Rezeption



Ich arbeite als Teilzeitkraft in einem der exklusiveren Londoner Hotels, dem Olivier in Covent Garden, an der Rezeption, und genau dort begegnete ich Alden am 21. Juni zum ersten Mal. Um elf Uhr an jenem Morgen hatten sich eine Mrs Matilda Weiss mit ihren Begleitern angemeldet. Sie reiste mit einer Gruppe von drei Personen, einem Ernährungsberater, einem Privattrainer und einem Anwalt. Für sich selbst hatte sie unsere Premiere Suite 406 gebucht, ihre Begleiter belegten preisgünstigere Zimmer im zweiten Stock. Mrs Weiss war eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens, Botox-behandelte Manhattaner Matrone, Mitte fünfzig, obwohl sie auch noch für Mitte dreißig hätte durchgehen können. Sie war frisch geschieden, gertenschlank und in Maulwurfspelz gekleidet, hier und da mit schwerem Gold behangen. Sie war keine angenehme Person und machte von Anfang an Ärger. So verlangte sie etwa auf der Stelle für ihren Ernährungsberater einen persönlichen Termin beim Koch. Kaum hatte sie sich in ihrer Suite ausgebreitet, ließ sie unten ausrichten, dass sie anstelle der weißen Trauben in der gratis bereitgestellten Obstschale schwarze vorzufinden wünsche, wobei sie darauf herum-

ritt, dass weiße Trauben zu viel Säure enthielten. Sie konnte sich aus, mit Säure wusste sie offenbar Bescheid. Manche Gäste fühlen sich erst wohl, wenn sie eine Reihe außergewöhnlicher Beschwerden angebracht haben.

Zwei Stunden später, um genau zehn vor eins, kam Alden in seinem Rollstuhl breitschultrig und energiegeladen auf mich zugefahren. Er war gut gelaunt, und sein braunes Haar hing ihm in die Stirn. Seine ganze Erscheinung erinnerte an das strahlende Aussehen eines Filmstars, wenn auch eher an den kantigen, männlichen und durchaus altmodischen Stil Warren Beattys als an den soften und besorgten Look eines Tom Hanks. Er schien wohlhabend zu sein. Sein Anzug sah teuer aus, sein Rollstuhl war eine italienische Sonderanfertigung. Er ließ sich von einem bezahlten Begleiter schieben, einem alterslosen, käsigen kleinen Mann mit Eierkopf, übergroßen, dunklen, wachsamen Augen und feuchtkalten Händen, der mir schließlich als Lam vorgestellt wurde.

Ich piepste Suite 406 an, um Mrs Weiss davon in Kenntnis zu setzen, dass Mr Alden X zum Mittagessen hier sei, und meine Bemühungen wurden belohnt: »Mittagessen – mit dem verdammten Irren? Macht der Witze? Sagen Sie ihm, er soll sich seine Inneneinrichtungen hinschieben, wo niemals die Sonne scheint. Ist das innen genug? Oder kommt er nicht dran, wo er doch im Rollstuhl sitzt?« Darauf folgten weitere Formulierungen ähnlicher Art.

Ich hielt den Hörer von meinem Ohr weg, doch die verächtliche Stimme prasselte weiter, und bevor mir klar wurde, was ich angerichtet hatte, konnten die anderen nun ebenfalls mithören. Lam runzelte besorgt die Stirn, ein Hauch von Panik lag in seinem schwermütigen Blick, doch

Alden lächelte nur und sagte ruhig: »Machen Sie sich keine Gedanken, Kind. Legen Sie einfach auf.«

Was ich tat.

»Wir wollen das Beste daraus machen«, sagte Alden. »Vielleicht trinken Sie ja stattdessen etwas mit mir?«

Ich konnte nicht anders als Ja sagen, nicht etwa, weil er behindert war und jegliches Zögern meinerseits als Beleidigung hätte auffassen können, sondern weil ich neugierig war. Es ist mir peinlich, aber ich sag's trotzdem: Angesichts eines gut aussehenden und energischen Mannes im Rollstuhl denkt man sofort an Praktisches – kann er oder kann er nicht? War er so auf die Welt gekommen oder hatte er einen Unfall gehabt? Würde er wieder gesund werden oder war es etwas Bleibendes? Wie kam er damit klar? Beschränkte er sich auf Oralverkehr, ist der entscheidende Körperteil permanent schlaff oder vielleicht gar nicht mehr da? Vielleicht gehörte es zu den Aufgaben seines Betreuers, seinen Herren auf alle viere zu hieven, damit dieser tätig werden konnte? Oder legte er sich einfach auf den Rücken? Oder ... was? Ich wollte es wissen. Ich musste es herausfinden. Weil ich Philosophin bin und gelernt habe, die Welt der Phänomene zu hinterfragen? Oder lag es an meiner angeborenen Neugierde, die Sorte, die schon so manchen in Schwierigkeiten gebracht hatte?

Ich sagte, wir müssten warten, bis der Concierge zurück sei. Max war unten in der Küche, um den Koch zu beruhigen, der noch immer verstimmt war, weil man seine weißen Trauben verschmäht hatte, obwohl sie doch eine besondere Errungenschaft darstellten. Sie waren geschmacklich ausgezeichnet, hatten eine zarte Schale und waren extra aus den Anden eingeflogen worden.

Meine Schicht war theoretisch um ein Uhr vorbei, wenn Mr ...

»Nennen Sie mich Alden«, sagte er. »Alden X.«

... wenn es Alden nichts ausmachen würde, fünf Minuten zu warten, dann wäre meine Schicht vorbei und ich hätte frei, sagte ich.

Unterhaltungen mit jemandem zu führen, der im Rollstuhl sitzt, ist schwierig. Man muss von oben nach unten sprechen, wie zu einem Kind.

Ich wünschte, ich hätte nicht Ja gesagt, und hatte sofort ein schlechtes Gewissen, weil ich das wünschte. Außerdem war ich leicht verärgert, weil er mich nicht zum Mittagessen, sondern nur auf ein Getränk eingeladen hatte. Ich weiß, dass das Mädchen am Empfangstresen kaum erwarten darf, mit derselben Höflichkeit behandelt zu werden wie ein Gast. Trotzdem können soziale Unterschiede dieser Art paranoid machen, wenn man sich auf der falschen Seite der Gleichung befindet.

Er fragte mich nach meinem Namen, und ich sagte »Joan Bennet« und fügte hinzu, dass ich nur vorübergehend der Belegschaft angehörte. Ich hätte einen richtigen Beruf. Er fragte mich, welcher das sei, und ich sagte, ich sei Kindergärtnerin. Ich würde zusätzlich im Olivier arbeiten, um einen Fortbildungskurs bezahlen zu können. Er meinte, das klinge sehr rechtschaffen, und ich behauptete, das sei ich auch.

Was hätte ich ihm sonst erzählen sollen? Die Wahrheit? Dass mein Name Vanessa d'A. ist und ich Philosophie mit eins abgeschlossen habe und so gut ich kann Geld verdiene, während ich auf meinen Doktor hinarbeite? Nichts schreckt Männer an einer Frau so sehr ab wie zu viel Klasse

oder Klugheit. Es ist noch immer so: Sie müssen sich überlegen fühlen. Am besten gibt man sich als Krankenschwester oder Lehrerin aus, dann gibt's keine Enttäuschungen. So weiß jeder, wo er steht, und der Schwanz kann sich ungehemmt erheben.

Ich bin durchaus rechtschaffen, auf meine Art. Meine Mutter sagte mir einmal, der einzige Unterschied zwischen Prostituierten und anderen Mädchen bestünde darin, dass Erstere Geld für den Sex verlangen und der Rest nicht. Sie ist Pastorin der anglikanischen Kirche und hat ihre eigene Berufung gefunden, also nehme ich sie beim Wort. Sie könnte eines Tages sogar Bischöfin werden, wenn sich die Synode endlich mal am Riemen reißt, was weibliche Gleichberechtigung angeht. Ich verkaufe meinen Körper nicht, um davon leben zu können. Ich betrachte ihn als Tempel meiner Seele, wie es mir meine Mutter erklärt hat, und dementsprechend respektiere ich ihn. Nur muss auch an einem Tempel gelegentlich das Dach repariert und die Türen und Fenster sowie der Rest frisch gestrichen werden, was alles Geld kostet. Eine geregelte Festanstellung liegt mir nicht. Mit Computern kenne ich mich nicht aus, und in Büroräumen bekomme ich Platzangst. Ich könnte es darauf anlegen, einen reichen Mann zu heiraten, aber das würde mein Sexualleben zu sehr einschränken. Dazu bin ich noch nicht bereit. Ich bin das, was Max, der Concierge, als eine Berufene bezeichnet. Sex ist keine Arbeit für mich. Ich liebe Sex. Ich bin gut darin, und manchmal habe ich das Gefühl, ich sei nur dafür geschaffen.

Männer ohne Begleitung fühlen sich abends bisweilen ein wenig verloren, besonders wenn sie sich in einem fremden Land aufhalten. Max, der Concierge, lenkt ihre Auf-

merksamkeit auf mich. Nicht zu oft, aber ein- oder zweimal die Woche. Ich bin ein nettes Mädchen, ein braves Mädchen und ein gebildetes Mädchen. Mein Gesicht bleibt sanft und verletzlich, und meine Mundwinkel zeigen nach oben, nicht nach unten. Ich bin eine rosige Person, stets freundlich. Leute fragen mich nach dem Weg, weil sie wissen, dass sie mir vertrauen können und ich ihnen wahrheitsgemäß antworte. Für ein Laufsteg-Model bin ich ein wenig zu rundlich, aber mithilfe einer mir bekannten Schneiderin passe ich in die abgelegten Stücke der Haute-Couture-Mädchen. Ich habe Freunde in den Modehäusern und eine schmale Taille, volle Brüste, sehr lange Beine, glänzend rötliches Haar – ich werde oft gefragt, ob ich Henna benutze, aber das ist meine natürliche Farbe –, schlanke Oberschenkel, kleine Füße und hübsche Hände. Ich kann mich kaum beschweren.

Wenn sich Männer für geleistete Dienste mit Geschenken bedanken, habe ich nichts dagegen. Ein paar Stunden täglich hinter dem Tresen im Olivier bringen nur ein paar Kröten, aber es ist eine gute Ausgangsbasis, um Kontakte zu knüpfen. Das Hotel verfügt über einen ausgezeichneten Kundenkreis, die Preise liegen zwischen vierhundert Pfund pro Nacht für ein gewöhnliches Zimmer ohne Blick auf den Fluss und bis zu zweitausend Pfund für eine Suite. Wir sind äußerst beliebt bei Beamten der EU, führenden Repräsentanten von NGOs, wohlhabenden Amerikanern, Magnaten der Vereinten Nationen und japanischen Touristen. Unsere Kunden sind weder allzu protzig noch korrupt.

Wäre ich als Japanerin zur Welt gekommen, hätte ein Teehaus mein natürlicher Lebensraum sein müssen und ich wäre Geisha geworden. Ich bin nicht vulgär oder auf-

dringlich, aber wenn einem Kunden der Sinn nicht nur nach einem Gespräch, sondern darüber hinaus auch nach Sex steht, dann geht es mir oft ähnlich – sollte er mir anschließend Geschenke machen wollen, dann habe ich damit kein Problem. Meine Miete ist hoch, und ich muss mir mein Studium selbst finanzieren. Langfristig sehe ich meinen Platz ausschließlich an der Universität. Einstweilen muss ich für meine Kleidung aufkommen. Ich habe den Geschmack einer Prinzessin, aber ein bürgerliches Einkommen. Ich hoffe, ich klinge jetzt nicht zu defensiv. Denn ich habe auch regelmäßig Sex, ohne dafür Bezahlung zu verlangen oder zu erwarten. Obwohl Männer seltsamerweise meist eher zahlen als nicht. Die Transaktion wird dadurch wertfreier, und es bleibt kein Gefühl von emotionaler Verpflichtung zurück, das sonst vielleicht noch im Raum gestanden hätte. Es ist eher so, als würde man seinen Psychotherapeuten bezahlen. Damit ist klar, dass die »Freundschaft« gekauft wurde und sie zeitlich begrenzt blieb.

Im Bound Beast and Bumpkin



Alden erzählte mir, er sei Musiker, Innenarchitekt und »praktischer Konzeptkünstler«. Ich erwiderte: »Ein echter Mann der Renaissance!« Das war für Joan ein kleines bisschen zu clever, und Lam sagte plötzlich mit ausdrucksloser, nasaler Stimme: »Mr X ein wahrer Leonardo.« Gerade hatte ich vergessen, dass er überhaupt noch da war. Dann kam Max zurück, sagte, es sei in Ordnung, wenn ich ginge, und nickte in Richtung der Bar des Bound Beast and Bumpkin, einem Designer Pub, das sich im Windschatten des Olivier verbirgt. Nach Dienstschluss trifft sich dort die Belegschaft, Drogen werden gekauft und verkauft, und erstklassige Nutten bieten ihre Dienste an.

Max ist groß, grauhaarig, schwermütig und um die fünfzig. Er ist adrett, ordentlich und unnahbar und trägt eine rote Nelke im Knopfloch. Max hat eine geschmeidige Art zu sprechen, die die Gäste glücklich stimmt, und ein gefährliches Funkeln in den Augen, das die Kollegen gefügig macht. Er verkörpert die Würde des Hotel Olivier. Seine Ehefrau hat längst gelernt, ohne ihn auszukommen. Seine Liebe gehört dem Hotel. Er fing als Page an, ist nun erster Concierge und fungiert, wenn nötig, auch als Empfangs-

chef. Als Verbindungsglied zwischen dem Hotel und der Welt da draußen kennt er jedes Theater, jedes Restaurant, jedes Callgirl der Stadt. Er schmiert und erpresst im Interesse des Hotels, er weiß die Hotline des nächsten Bullenreviers auswendig, und mit bestimmten Taxifahrern arbeitet er am liebsten. Dafür behält er jedes Mal, wenn er andere ins Geschäft bringt, einen bescheidenen Anteil ein, was ihm durchaus zusteht. Manchmal prahlt er mir gegenüber mit den Zehntausenden, die er bar unter seinem Bett versteckt hält.

»Abgesehen davon«, wie er unnötigerweise hinzufügt, weil er ein äußerst misstrauischer Mensch ist, »dass es gar nicht unter meinem Bett liegt.«

Max scheint mich zu mögen. Ich kleide mich geschmackvoll, eher bescheiden, bin gelassen und tüchtig hinter seinem Tresen. Wenn ich mich in Larry's Bar im Hotel nach der Arbeit mit einem Gast einlasse, dann nur mit Max' Einverständnis. Ich weiß mich auszudrücken. Ich lenke nicht die falsche Sorte Aufmerksamkeit auf mich. Einmal sagte er mir, ich sei gut für das Geschäft an der Bar. Da wir erstklassige Leute aus Film und Musik, ja sogar Schriftsteller, Wissenschaftler und allerhand interessante Leute zu unseren Gästen zählen, verstand ich dies als Kompliment.

»Der Zugang mit dem Rollstuhl ist im Beast leichter als bei Larry's«, sagte Max. Es klang ehrlich, aber es gab einen Subtext. Was er meinte war, dass Rollstühle in der Hotelbar nicht gerne gesehen werden. Das Olivier bietet Rollstühlen auf allen Stockwerken freien Zugang, aber die gut betuchte Öffentlichkeit, die gegenüber den Blinden, den Tauben, den Stummen, den körperlich und geistig Behinderten

gerne Lippenbekenntnisse ablegt, möchte anderer Leute Gebrechen nicht unter die Nase gerieben bekommen, wenn sie dabei ist, einen draufzumachen.

Max hätte besser nichts gesagt. Ich fühlte mich stellvertretend für Alden verletzt. Er hatte an jenem Morgen bereits eine Abfuhr von Mrs Weiss erhalten und war vor mir gedemütigt worden. Jetzt glänzten seine Augen, als wollten Tränen darin aufsteigen. Vielleicht war er auch nur stocksauer, versteckte es aber. Ich beschloss, möglichst nett zu ihm zu sein, und löste auf dem Weg ins Bound Beast die Haarspangen aus meinem Haar, knöpfte die obersten drei Knöpfe meiner weißen Rüschenbluse auf und schob die Ärmel hoch. Als ich ihm endlich gegenüber saß und in der Lage war, mich auf einer Ebene und nicht von oben herab auf ihn einzulassen, hatte ich das Gefühl, wir wären alte Kumpels und stünden auf derselben Seite. Ich lächelte ihn an, als wäre er ein Gottesgeschenk für jede Frau – was er hätte er nicht im Rollstuhl gesessen, wahrscheinlich auch gewesen wäre.

»Sie haben ein interessantes Lächeln«, sagte er. »Sie sind nicht so leicht zu durchschauen, wie Sie vorgeben. Das gefällt mir.« Seine Stimme klang schelmisch, stark und tief. Ein leichter brummiger Yorkshire-Akzent ließ sich heraus hören. Er war entspannt, also war ich es auch. Ich fühlte mich geehrt, weil er mich zur Kenntnis genommen hatte, nicht nur als Quintessenz eines Mädchens, sondern als Mädchen in allen Einzelheiten: Faszination Mädchen. Aber dann fragte ich mich, ob seine Oberschenkel wohl dürr und vertrocknet, oder stark und fest wie normale waren. Wie konnte ich das herausfinden? Würde es einen Unterschied machen? Wahrscheinlich nicht. Als Kind hatte ich immer

die Vögel gerettet, die die Katze anschleppte, mich mit den Gehänselten angefreundet, Patenschaften für afrikanische Kinder übernommen und so weiter. Ich hatte lahme Enten schon immer gemocht. Aber er benahm sich so gar nicht wie ein Lahmer.

Ich fragte mich, was er von mir wollte. Einen Drink mit einer Kindergärtnerin als Ersatz für seine geplatzte Verabredung zum Mittagessen? Gesellschaft, egal, welche, und das war's? Aber er war keiner von der einsamen Sorte. Was hatte er vor?

Mit dem Bargeld, das Alden ihm gegeben hatte, holte Lam unsere Getränke und Hühnerfleischsandwiches, stellte alles vor uns ab, setzte sich alleine an einen anderen Tisch und las Zeitung, nicht verärgert, sondern demütig wie Uriah Heep. Er fühlte sich wohl in seiner Rolle. Deshalb benahm er sich wie ein Diener und nicht wie ein Begleiter. Die Bemerkung über Leonardo war ein Ausrutscher gewesen. An mir schien er nicht interessiert. Vielleicht war er schwul? Er hatte einen kleinen Mund und ein spitzes Kinn und die traurige Ausstrahlung eines künftigen Opfers. Was Aldens sexuelle Orientierung anging, war ich mir ziemlich sicher, und er war das Gegenteil von traurig. Wenn er ein Opfer war, so war das für ihn kein Grund, Vergünstigungen zu erwarten.

»Es kostet nur ein Zehntel und ist doppelt so gut wie das Mittagessen in Ihrem Hotel«, sagte Alden. Er hatte einen guten Appetit. Breite, weiße Kieferorthopädenzähne bisßen in dickes, knuspriges Weißbrot. Ich knabberte an dem Hühnerfleisch, ließ das Brot liegen. Ich hätte lieber im Olivier gegessen. Die Mayonnaise hier war zu scharf, kam aus dem Glas.

»Mein Hotel ist es nicht«, kicherte ich, und er hob die Hand, um mit einer Geste zu signalisieren, dass er sich darüber nicht streiten wolle, verzog das Gesicht und grinste, dann schüttelte er den Kopf. »Danke, dass Sie mir Gesellschaft leisten, Joan«, sagte er, »die Frau ist aber auch eine Zimtzigke.«

»Ich finde es nicht nett, eine Frau als Zimtzigke zu bezeichnen, egal, um wen es sich handelt«, erwiderte ich streng in meiner Rolle als Joan. Seine Augenbrauen hoben sich ein wenig. »Woher kennen Sie sie?«, fragte ich, um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

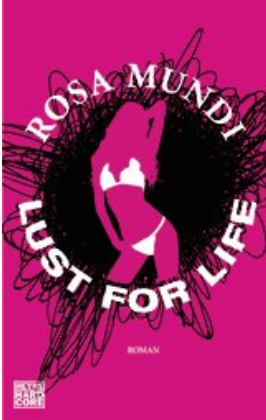
»Wir haben eine Geschäftsbeziehung«, sagte er, »haben, hatten ...? Wahrscheinlich *haben* wir sie noch immer.«

An der Bar saßen zwei oder drei professionelle Mädchen, ließen die Beine baumeln, aßen zu Mittag, warteten auf ihre Zuhälter oder darauf, dass ein Zufallskunde vorbeikam. Sie beäugten mich und meine neueste Errungenschaft, grinsten und flüsterten hinter vorgehaltener Hand, aber nicht aggressiv, sondern freundlich. Sie haben nichts gegen mich. Ich nehme ihnen keine Arbeit weg, oder nur in so geringem Maße, dass es kaum ins Gewicht fällt. So oder so, ich besorge ihnen ab und an Aufträge, immer wenn ich Max am Empfang vertrete.

Alden erzählte mir, dass er eine Designagentur besaß. Sie hieß Arts-Intrinsick. Ich sah später an jenem Nachmittag bei Google nach. Die Agentur strebe auf »eine vereinte Vision von Kunst, Design und Sound« hin, was alles und nichts bedeutete, aber soweit ich das beurteilen konnte, hatte sie sich zur Aufgabe gemacht, private Kunstsammler, Architekten und »Klangbildhauer zusammenzubringen, um die Sinne auf eine funktionale, luxuriöse und elegante

Landschaft einzuspielen«. Blödsinn, wie mir schien, aber plausibel genug, um funktionieren zu können. Was wusste ich schon? Mit anderen Worten, wäre man wie Mrs Weiss sehr, sehr reich und geschieden und wollte man in den Kauf von Gemälden und Kunstinstallationen investieren, würde man Alden anheuern. Er würde das Zuhause seiner Kundin in eine hochmoderne Galerie verwandeln, in der sie die eigene Sammlung begleitet von sinnlich anregender, eigens für diesen Zweck komponierter Musik vorteilhaft präsentieren kann.

Ich hatte keinen Zweifel, dass Arts-Intrinsick florierte. In der Welt der Kunst gibt es genug ungebundenes Geld, das nur abgeschöpft werden muss, besonders wenn man gar kein Maler im eigentlichen Sinne ist. Ich habe einen Stiefgroßvater, Lord Wallace F., ein Altmeister der britischen Architektur. Von ihm weiß ich alles darüber und natürlich von meiner Großmutter, die das Unglück hatte, eine Zeit lang mit ihm verheiratet gewesen zu sein. Wallace war ein grässlicher Mann, obwohl seine strikte Ablehnung all dessen, was er als »Kunstdreck« und »Kulturnomenklatura« bezeichnete, bisweilen recht erfrischend war. Zweifellos hätte er auch jemanden wie Alden darunter subsumiert. Ich dagegen hatte eher das Bedürfnis, Alden zu beschützen, da er nicht nur mit dem Handicap seiner Behinderung zu kämpfen hatte, sondern auch die Verachtung solcher Experten wie Wallace abwehren und gleichzeitig versuchen musste, seine Visionen in die Wirklichkeit umzusetzen. Wallace hatte vielleicht nicht ganz Unrecht, aber Unrat wäre ein netteres Wort gewesen als Dreck. Aber so war das nun mal: Ich mochte Alden, und Wallace mochte ich nicht. Unser Urteil gehorcht unseren Emotionen.



Rosa Mundi

Lust for Life

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-67539-1

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2007

Die hochmoralische Geschichte eines sehr unanständigen Mädchens

»Normale Arbeit liegt mir nicht. Mit Computern kenne ich mich nicht aus und in Büroräumen bekomme ich Platzangst. Ich könnte einen reichen Mann heiraten, aber das würde mein Sexleben doch zu sehr einschränken. Dazu bin ich noch nicht bereit. Max sagt immer, ich wäre ›für Sex geschaffen‹. Sex ist keine Arbeit für mich. Ich liebe Sex. Ich bin gut darin und manchmal denke ich, dass es das größte Talent ist, das ich besitze – ja, vielleicht bin ich dafür geboren.«

 [Der Titel im Katalog](#)